

## **GOLDENE JUGEND IN NAMSLAU**

von Albrecht Haselbach

**N**amslau liegt an der Weide, also auf der Lausigel-Seite von Schlesien, ungefähr da, wo die Füchse sich gute Nacht sagen. Übrigens soll's dort viele Krebse geben. Und - richtig - Namslauer Bier, in „der alten Namslauer an der Liebichshöhe“ wird es ausgeschenkt ... Das war wohl so ziemlich alles, was der Durchschnitts-Schlesier von meiner Heimat wußte.

Auch die Namslauer selbst hatten keine Ahnung, daß ihre Stadt mit der Burg bis gegen Ende des 30jährigen Krieges von niemandem erobert werden konnte, daß sie die stärkste, immer wieder modernisierte Festung gegen Polen, ein „Fredeschild for dy Slezie“ war. Weder die Tataren noch die Polen noch die Hussiten konnten Namslau bezwingen. Ebensowenig unterwarf es sich dem tschechischen Nationalherrscher Georg von Podiebrad. Die damals während der Hussitenkriege gegründete Schützengilde war eine der ältesten Schlesiens.

Niemand wußte, daß man im Urstromtal der Weide vorgeschichtlichen Schmuck, auch Wikingerschwerter, gefunden hatte; daß in Schmograu bei Namslau die erste christliche Kirche Schlesiens, ein leider 1860 abgebrannter Lärchenholzbau, stand; daß bis 1335 die Namslauer Burg den Piastenherzögen gehörte, daß sie dort auch residierten, daß Heinrich IV., der Minnesänger, das Namslauer Weichbild 1290 seiner Witwe Mathilde

von Brandenburg zum Leibgedinge vermachte; daß Kaiser Karl IV. mit König Kasimir III., dem Großen von Polen, am 22. November 1348 in der Namslauer Burg ein Abkommen schloß, welches dem weiteren Vordringen des Deutschen Ritterordens nach Osten ein Ende setzte.

In der Gesangstunde plärrten wir: „Nur am Rhein möcht' ich leben, nur am Rhein geboren sein“, und: „Dort möcht' ich sein, bei dir, du Vater Rhein.“ Wir lernten die Brandenburger herunterschnurren, beginnend mit Albrecht dem Bären. Otto der Faule und der falsche Waldemar sind mir noch in dunkler Erinnerung. Dann kam der große Kurfürst, schließlich der Alte Fritz, die Befreiungskriege, 64, 66, 70/71. Das mußte besonders gut sitzen. Von den Piasten oder Luxemburgern oder Habsburgern, Herrschern über unser Land - nichts, geschweige von Herrschern ungarischer und tschechischer Herkunft über Schlesien. Auch nichts von der Geschichte unserer Nachbarn.

Polen und Rußland - die Grenze war nur 18 km Luftlinie von Namslau entfernt - waren für uns sozusagen dasselbe. Sie lagen wie hinter einer hohen Mauer; man hätte - sage und schreibe - einen Paß gebraucht, um dorthin zu gelangen. Überflüssig zu erwähnen, daß niemand im Traume daran interessiert war. Um so bitterer war später das Erwachen, als sich 1945 herausstellte, daß der Untergang Preußens (alle 200 Jahre wurde Schlesien von einem anderen Herrn regiert und nach dessen Vorstellungen ausgerichtet) auch unseren Untergang bedeutete. Vor diesem welthistorischen Geschehen hebt sich das sorglose Treiben in einem schlesischen Grenzstädtchen gespenstisch ab.

Meine früheste Erinnerung geht auf den August 1894 zurück; ich war anderthalb Jahre alt und kletterte auf

einem Birkengeländer herum. Daß es beim Brieger Photographen Opitz stand, ersah ich erst später aus dem Bild, das damals von meinem dreivierteljährigen Bruder Werner und mir gemacht wurde. Meine gute Mutter, begierig, beide Söhne auf ein Bild zu bekommen, versuchte es erst bei Herrn Przybill - so hieß der Namslauer Künstler; der fuhr sie jedoch an: „Zwee Kinder uff een Bild - Se sind wull?“ Die Momentphotographie steckte eben noch in den Kinderschuhen.

Der Zuschnitt, in dem ich aufwuchs, war großartig, dank meinem Großvater, Friedrich August Haselbach (1820-1896), der aus der ehemals Freien Reichsstadt Nordhausen als armer Knabe nach Schlesien gekommen war und aus dem Nichts heraus das uralte Herzogliche, spätere Deutsch-Ritterordens Bräu- und Mälzhaus, das er am 18. September 1862 „meistbietend für 6275 Thaler courant“ erwerben konnte, in eine Großbrauerei verwandelt hatte. Die Namslauer erkannten es durch Verleihung der Ehrenbürgerschaft an. Ihm und seinen beiden Söhnen Albert und Paul verdankten deren sieben Kinder die beiden großen Gärten um die vom Großvater erbaute große „Villa“ und das „alte Schloß“, den Villateich, besetzt mit vielen Karpfen und Schleien, einer „Matätsche“, das ist ein Floß, einem „Seelenverkäufer“, d. h. einem schlanken Ruderboot, und einem breiteren Ruderboot, den ringsum laufenden Buchengang, den „Süßen Gang“ mit herrlichem Spalierobst, die Insel, den Pavillon, den Springbrunnen und den Ziegeleigarten, wo die Artischocken so zahlreich wuchsen, daß wir sie uns schon fast übergegessen hatten. Es gab Erdbeeren, Himbeeren in solcher Fülle, daß ich einmal eine ganze Schulklasse hineinschickte, damit sich jeder sattfuttern konnte. Schließlich, nicht zu vergessen, die ausgedehnten Dächer der Brauereigebäude, auf denen ich jetzt noch manchmal im Traum herumhüpfte.

Besonders spannend war das Kiebitzeier-Suchen im Frühjahr. Unser Weibervogt, Herr Konietzki, hatte uns gelehrt: „Ihr mißt uffpassen, wo su a schwatzer Popel sitzt, dann direkt druffzugehn, da hat er sein Nest.“ Um dieselbe Zeit, zu Ostern, gab es Eierwettrennen auf dem Schloßbergel in unserem Garten. Wenig später begann die Spargelsaison; die Barmherzigen Brüder lieferten jede Menge von ihren Namslauer Beeten.

Am 15. Mai wurde die Badeanstalt am spreewald-ähnlichen Weidebruch eröffnet. Sie war damals dicht mit wildem Wein bewachsen und bestand aus dem „Gänsestall“ für die ganz Kleinen, dem „Schafstall“, dem „Hundestall“, dem kleinen und dem großen „Frei“; dort pflückte man Seerosen und Mummeln, „scheechte die Wasserhiendel“, aber erst nachdem man sich freigeschwommen hatte.

Es nahte der Sommer, da feierte jeden Sonntag ein anderer Verein. Die gleichen Mitwirkenden, jedesmal in anderer Gewandung, zogen durch die Straßen, voran die Stadtkapelle unter Kapellmeister Bochnig, der im Winter in Dresden konzertierte. Es folgten die Turner, die Radfahrer, die Krieger, die Schützen, die Sänger, die Feuerwehr. Jedes vierte Jahr gab's ein besonderes Fest vom „Verschönerungsverein“. Endstation der über die Promenade führenden Feststraße war der mehrere Morgen große Stadtpark, wo ein reges Treiben einsetzte. Die Schützen knallten um die Wette; Herr Bochnig spielte sein schönstes Repertoire; die Kinder umschwärmten das Karussell, die Würstelbuden, die Kuchenausgabestellen des Gaststättenpächters, des Konditors Koschwitz, den Glückstopf; dessen Hauptgewinn war stets ein „Regulator“. Das Karussell wurde in der ersten Zeit mit der Hand gedreht. Es fanden sich stets Schulbuben, die es unter dem mittleren Dach besorgten und dafür nach drei Fahrten eine Rundreise auf einem

derHolzpferdchen umsonst machen durften. Daß späterein richtiges Pferd die Dreherei besorgte, galt als großer technischer Fortschritt. Die braven Bürger labten sich derweil an Bier, ihre Frauen an Kaffeeund Kuchen. An solchen Sonntagnachmittagen wurden unsere beiden Rappen vor den „Gelben“, den „Grünen“ oder den „Landauer“ gespannt, und man fuhr in den Stadtpark. Wir zwei Jungen, in weißen Matrosenanzügen, saßen auf dem auf dem Bock, die beidenSchwestern auf den Rücksitzen, glücklich über ein Paar uns im Stadtpark erwartende Wiener, das Paar zu zehn Pfennig. Ich entsinne mich eines Verschönerungsvereinsfestes im Jahre 1902, dem folgendes Ereignis aus der Namslauer Chronik zugrunde lag: Eine türkische Gesandtschaft übernachtete in Namslau; sie will den alten Fritz besuchen, er lädt sie in den Namslauer Stadtpark ein, wo das Lager von Bunzelwitz mit echten Kostümen, Lagerfeuern und, wie sich's für Namslau gehörte, mit viel Bier zelebriert wurde. Hatte doch Namslau den höchsten Pro-Kopf-Bierverbrauch der ganzen Welt.

Bei den Schützen ging's zackig zu: Wenn der Schützenmajor, Tepper Jäschke, kommandierte: „Stillgestanden! Rückwärts richt Euch - bis ans Gerinne ... haalt“, war alles dran. Und als der Schnittwarenhändler Miosge an ihn herantrat, „er mechte zu gerne Leutnant bei die Schitzen werden“, wurde er barsch beschieden: „Das geht nicht!“ „Aber wieso geht das nicht?“ „Weil de su a Riesenrindvieh bist.“ „Nu, da derdruff kommt's doch nich druff an.“

Weitere Abwechslung brachten uns vier Geschwistern Besuche in Brieg bei den Eltern meiner Mutter. Wegen der hohen Kosten für neue Brücken nördlich von Brieg über das Überschwemmungsgebiet der Oder gab's keine Eisenbahnverbindung Brieg-Namslau. Man hätte also

mit der Bahn von Namslau über Oels und den Breslauer Odertor-Bahnhof bis zum Märkischen Bahnhof (er lag neben dem Freiburger) fahren, von dort zum Oberschlesischen (später Hauptbahnhof) mit Droschke oder Taxameter kutschieren müssen. Erst vom Oberschlesischen Bahnhof gingen Züge nach Brieg. Das war - namentlich mit Kindern und viel Gepäck - zu umständlich. Also fuhr man mit Pferden von Namslau bis kurz vor Neusorge, wo die Chaussee aufhörte; von da durch tiefen Sand, Rogelwitz (Rogowice-Rehbockdorf) rechts liegen lassend, über Pechhütte im Leubuscher Wald nach Mangschütz. Dort erwarteten uns die Neugebauerschen Pferde aus Brieg. Auch in Brieg gab's einen großen Garten neben der „Fabrik“, errichtet von meinem Urgroßvater, Kommerzienrat Robert Schärff (1808-1880), dem Stifter der ersten schlesischen Gewerbeschule. Sein Vater war aus Gera zugewandert, seine Frau eine Moll aus der Brieger Lederfabrik. Robert war weitgereist, von 1848 bis 1871 durch den Kauf von Kongreßland in Wisconsin USA-Staatsangehöriger; ein großer Sänger vor dem Herrn. Staunend standen wir Kinder vor dem „Wunderschrank“, gefüllt mit Reiseerinnerungen, wie Kolibris, Muscheln, Käfern, Schmetterlingen, Mokassins, Friedenspfeifen, Straußeneiern, Kokosnüssen, Sand aus der Sahara, Wasser aus dem Jordan, der Rose von Jericho, Hand und Fuß einer mumifizierten ägyptischen Prinzessin, Blumen aus dem Garten Gethsemane und vom Ölberg. Manches davon ist jetzt in München, die Kolibris haben allerdings inzwischen die Motten gefressen.

Vor der prächtigen Villa in Brieg stand die Amazone von Kiss, im Garten eine überlebensgroße Hebe aus Marmor, viele bunte Kugeln, hohe Buchsbaumhecken; auch dort ein Pavillon, ein Wintergarten und an den Wänden Stiche von New York mit Segelschiffen - kurz, eine ganz andere Welt als in Namslau, wo unsere Behausung in



der Burg, auch „das alte Schloß“ genannt, 1400 qm groß (ohne Keller und Speicher gerechnet), und mit den riesigen 5 1/2 m hohen Zimmern, 2 1/2 m starken Wänden originell genug war. Meine Großmutter Anna Schärff, geborene Gebauer, 1. Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins von ganz Schlesien, genannt der „Brieger Engel“, und ihre älteste Tochter Elisabeth Neugebauer (von der Zuckerfabrik), waren der Brieger Mittelpunkt. Sie erhielten, obwohl protestantisch, jede einen hohen päpstlichen Orden. Ehrenvorsitzende des Vereins war die Schwester Kaiser Wilhelms, Charlotte, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen. Meine Patentante Else (sie wurde 92 Jahre alt), konnte sehr lustig sein. „Kommt der Schulrat in eine Klasse in Wangern“, erzählte sie (die Zuckerfabrik hatte die benachbarte Staatsdomäne Rothsürben [Rothbach] als Rübenbasis gepachtet), „als die Kinder gerade die Weihnachtsgeschichte durchnehmen. Warum, ihr lieben Kinder, hüteten die Hirten des Nachts ihre Herden? Weshalb denn des Nachts?“ (Er wollte hören, daß es am Tage zu heiß dafür sei im Morgenlande.) Prompt erhielt er eine echt schlesische Antwort: „Se wer'n wull uff'm Herrschaftlichen gewäst sein.“

In Brieg hat uns die Tante Uber aus Kreuzburg, Großvaters Kusine, manchmal eine „Kartoffel-Komödie“ vorgeführt, mit König Mastodon, Prinzessin Pumphia und dem Räuber Jaromir. Ich besitze den Text noch. Die Köpfe waren aus Kartoffeln gemacht und wurden wie Kasperlfiguren gehandhabt.

Rückfahrt von Brieg nach Namslau zuweilen unter sommerlichem Sternenhimmel! Was sind wir Autofahrer doch für armselige, krampfhaft in unser Lampenlicht starrende Reisende. -

Genußreich waren die häufigen Krebsessen in Namslau. Weide-Krebse, die in Paris auf der Speisekarte ge-

standen haben sollen, waren zwar zu meiner Zeit fast ausgestorben. Ich nehme an, es kam vom Kunstdünger. Man erhielt aber beispielsweise aus Neu-Berun, Oberschlesien, mit der Post so viel man wollte. Manchmal kam auch unangemeldet unser Krebsmann aus der Warthenberger Gegend, Herr Glawion, zwei volle Rucksäcke mit 200 bis 250 Stück tragend. Dann mußte schnell herumtelefoniert werden, damit sie nicht umkamen. Vorher wurden sie mit Brennesseln gefüttert, die mit süßer Sahne bespritzt waren.

Häufig aßen in der Schloßküche alte Weibel, die unangefordert Blaubeeren oder Preiselbeeren brachten und Pilze. Steinpilze, Morcheln, Galuschel, Reizker, grüne und rote; die gaben herrliche Suppen.

Dabei fallen mir die herbstlichen Kartoffelfeuer in Namslau ein; denn die Brauerei hatte neben vielen Wiesen auch etwas Acker. Ein in Papier gewickelter Salzhering, in der Asche gebraten, war eine köstliche Delikatesse zu den angebrannten Kartoffeln. Auch die Fischzüge in den Weidearmen und im Teich, der dann abgelassen wurde, waren äußerst aufregend. Besondere Einschnitte im täglichen Leben stellten die Jahr- und Viehmärkte sowie die regelmäßigen Schweinschlachten in der Villa (bei einem lernte ich meine liebe Frau kennen) und im Schloß dar, die Familienfeiern bis zu 36 Personen an Neujahr, Weihnachten, den verschiedenen Geburtstagen. Sie begannen regelmäßig mit Kaviar im Eisblock, den man in Holzfäßchen von Burgarde auf der Breslauer Odermaße bezog. So außergewöhnlich war das gar nicht. In der Breslauer Weinhandlung Hansen erhielt man ohne weiteres eine frisch geöffnete, strichvolle Kilodose hingestellt. Man löffelte heraus, so viel man wollte. Durch Zurückwiegen wurde der Verbrauch nachträglich festgestellt. Was sind das für kümmerliche Kleckschen, die man heutzutage für ein Sündengeld serviert



bekommt!

Alle vier Jahre im Herbst war Manöver in Namslau. Kein Soldat durfte die Hauptstraße durch die Brauerei passieren, ohne einen kühlen Trunk erhalten zu haben. Darin war mein Vater großartig; hatte es geregnet, so wurden die großen Malzdarren angeheizt, um die Uniformen zu trocknen. Meine Mutter verpflegte Mannschaften und Offiziere bestens. Einmal trat sie allerdings ins Fettnäpfchen. Als alles aufgefuttert war, kam eine Regimentskapelle und sollte auch noch verköstigt werden. Meine Mutter, in ihrer Verzweiflung, entsann sich eines noch vorhandenen Prager Schinkens, zu dem sie in aller Eile eine Burgundersauce machte. Die „Blechspucker“ lehnten aber das ungewohnte Gericht ab. Der Kommandierende General, der Herzog von Württemberg, bekam Wind von der Sache, und sie mußten zur Strafe auf freiem Felde zwei Stunden Märsche blasen.

Meiner Tante in der Villa lag die Sorge für die Offiziere ob. Einmal war der Generalfeldmarschall Graf von Hasesler bei ihr einquartiert, auch der alte Woyrsch und sein Nachfolger, der Kommandierende General von Pritzelwitz, japanische Offiziere. Und einmal durfte ich, aber ganz geheim, die Fahne des Infanterie-Regiments 63 (Oppeln) sehen. Sie wurde eigens für mich ausgewickelt.

Ich besitze eine Sammlung von Menükarten meiner Mutter; man faßt sich an den Kopf, wie es möglich war, so viel zu essen. Allerdings wurden hinterher fleißig Walzer und Galopp getanzt und allerhand wieder ausgeschwitzt. Meine Eltern gaben jährlich zwei „Gesellschaften“. Eine davon war die sogenannte „seidene“ für die adeligen Dragoneroffiziere. Laut Rangliste der Königlich-Preußischen Armee für 1912 hatte das Dragoner-Regiment König Friedrich III. (2. Schlesisches) Nr. 8 achtundzwanzig aktive Offiziere. Sie waren sämtlich vom Adel, darunter vier Prinzen, fünf Grafen. Chef des Regiments

war Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit, die Frau Kronprinzessin. Zu dieser „seidenen“ Gesellschaft gehörten auch der Herr Landrat und einige Rittergutsbesitzer. Dann gab es die „baumwollene“ Gesellschaft für die Honoratioren der Bürgerschaft, den Bürgermeister, die Pastoren, den Geistlichen Rat, den Kaplan, die Ärzte, Rechtsanwälte, Apotheker, bis herab zum Katasterkontrolleur.

Drei Wochen vor Martini kaufte mein Vater regelmäßig etwa 50 Gänse und ließ sie in unserer Ziegelei, wo ein idealer Stall an fließendem Wasser lag, mit Hafer mästen. Dann gingen sie bratfertig in Paketen an die Verwandtschaft; in jedem eine Flasche mit dem Blut; denn daß man „das Geschnörre“ überall in Schwarzsauer machte, war Ehrensache. Am Brustbein der Martinsgans wurde festgestellt, ob der kommende Winter viel Schnee oder viel Eis bringen würde. Der Brauerei war natürlich mehr am Eis gelegen, uns Kindern am Schnee.

Der Kopf der Gans war das Lieblingsstück meines Vaters. Später war er mir vorbehalten. Große Spannung beim Spalten der Schädeldecke, ob Teller und Messer die Operation aushalten würden. Einmal gab's große Enttäuschung: ich fische und fische in der großen Terrine und kann den Kopf nicht finden. „Wo ist das Fräulein?“ „Das Fräulein ist in der Ziegelei bei den Gänsen.“ Der Küchenpudel hatte das Schwarzsauer fertiggemacht und aus unbegreiflichen Gründen den Kopf offenbar nicht in die Suppe getan. Also her mit dem Mädels! Küchenpudel erscheint (bohrt vor Scham, Aufregung und Verlegenheit in der Nase). Ich: „Wo ist der Kopf?“ Antwort: „Der Kopf liegt im Schrank.“ Dies wurde bei uns ein geflügeltes Wort.

Doch zurück zum heiligen Martin. Meist schneite es um den 11. November schon ein wenig, und man sagte:

„Der Heilige kommt auf einem Schimmel geritten.“ Die Lehrer an der sogenannten „Höheren Knabenschule“ wurden dann regelmäßig mit einer Gans und einem großen Martinhorn bedacht. Es lag auf dem Katheder. Die Gans aber spazierte mit einem roten Bändchen um den Hals im Klassenzimmer umher. Stammte die Gans aus den Vorräten meines Vaters, sie kostete damals 5 Mark (eine Ente 2,50 Mark), was durch Sammlung unter den Schülern aufgebracht wurde, so durfte ich sie zusammen mit einem Klassenkameraden stolz in die Wohnung des Lehrers tragen.

Es erinnert mich dies an eine Erzählung meines Vaters von seinem Schulfreund Louis Silbermann, der eine schlechte Arbeit geschrieben hatte und für den nächsten Tag Böses ahnte, war doch der Rohrstock des Lehrers Kalkbrenner gefürchtet. Am nächsten Morgen also bringt der Louis einen Hasen in die Schule, erhebt sich und spricht: „Der Vater schickt einen Hasen, Herr Lehrer.“ Keine halbe Stunde, da klopft's, und herein tritt das Dienstmädel von Silbermanns: „Der Herr läßt fragen, ob der Louis etwa ohne seine Erlaubnis einen Hasen in die Schule mitgenommen hat? Ich soll ihn wieder abholen.“ „Nu, du verdammter Bengel!“, und es folgte die unvermeidliche Überbucke. Man muß aber wissen, daß die Lehrer damals schlecht bezahlt wurden, und daß es üblich war, sie etwas mit Naturalien zu unterstützen.

Essen wurde in jeder Beziehung großgeschrieben. Weihnachten ohne Karpfen in polnischer Soße, die nur mit dem Fischblut, Fischpfefferkuchen und Pastinak richtig schmeckt, war undenkbar; ihm folgten Braunkohl zu weißen Würsten (nicht zu verwechseln mit der bayerischen Weißwurst), der Kohl mit Zucker und Pfeffer angemacht, und als Schluß Mohnklöße. Am ersten Feiertag: Pute à la Haselbach. So stand sie auch bei

Hansen auf der Speisekarte. Das Besondere daran war eine Füllung im Kropf aus Mandeln, Rosinen und Zwieback. Am zweiten Feiertag gab's meist eine Riesen-Kalbskeule und am dritten zur Erholung: Rindfleisch mit Brühkartoffeln. Die Versuchung war aber auch groß. Aus Postelwitz, Kreis Oels, dem Rittergut, das mein Vater für meinen Bruder gekauft hatte, und wo wir unsere Jagdausbildung erhielten, kam dauernd Wild, aus der Stadt schickten die Kaufleute ins Schloß: „Ob die gnädige Frau nich mechte einen sehr scheenen Hammelrücken“ und dergleichen. Mein Vater sagte immer: „Nimm nur, nimm!“

Im Winter kamen die Bauern, eingehüllt in dicke Pelze, in der Regel mit Waschbär- oder Nerzkragen, auf ihren Pferdeschlitten in die Stadt; die Füße staken in geflochtenen Strohschuhen; sie waren also sehr unbeweglich und merkten es meist nicht, wenn man sich hinten auf die Kufen stellte, „sich aufhuckte“. Dann wurde schnell eine lange, vorn am Rodelschlitten befestigte Schnur um einen Schlittenholm geschlungen, man schwang sich auf den Rodelschlitten und ließ sich in sicherer Entfernung so lange mitziehen, als man wollte. Oder es machte Spaß, zu rufen: „Es huckt sich eener“, und sich darüber zu amüsieren, wenn der Angerufene vergeblich mit seiner Peitsche nach hinten fuchtelte. Außerdem fuhr man Schlittschuh; nur wenige Kinder besaßen je ein Paar. Manche borgten sich wenigstens einen, mit dem sie „hatscherten“, der kleine Bruder mußte sowieso zusehen und frieren. Handschuhe hatte auch nicht jeder. Die Schuhe waren ein Problem. Auf dem Dorfe trugen die Kinder zum Teil noch sogenannte „einbällige“ Schuhe (rechter und linker Schuh von gleicher gerader Form). Besondere Schuhe für Schlittschuhe kannte man nicht. Die Schlittschuhe wurden erst auf der Eisbahn angeschnallt, die Haltevorrichtungen

rissen häufig die Absätze ab.

Zum Schlittschuhfahren eigneten sich der Villateich, der Haselbach-Ziegeleiteich und der Weidebruch; auf dem war sogar manchmal Konzert gegen „Eintritt“. Der Ziegeleiteich wurde von der Brauerei zweimal abgeeis. Mit Paternoster, von einer Lokomobile getrieben, erntete man etwa 200 000 Zentner zur Kühlung des Bieres auf dem Transport und beim Wirt; denn elektrische Kühlschränke gab es nicht, nur Eisschränke in manchen „modernen“ Haushaltungen.

Zum Rodeln benutzte man die beiden Schloßbergel, vornan der Straße und im Garten, das Kinzerbergel und das Eierbergel, Überreste der Festungsanlagen. Als wir größer waren, holten wir die Original Norweger Skier meines Vaters vom Speicher, schirrten das Reitpferd meines Onkels davor, und auf ging's durch die Wälder.

Viel Spaß machten die Böhmaken, drei bis vier Musiker, die umherzogen und in den Höfen lustige Stückel spielten. Die Leiermänner waren auch noch nicht ausgestorben, ihr rührendstes Stück: „Unser Kaiser liebt die Blumen, denn er hat ein zart' Gemüt.“

Um uns auf die „Gesellschaften“ vorzubereiten, erhielten wir Tanzstunden durch ein Fräulein von Kornatzki in Contre, Menuett, Polka, Mazurka, Walzer und Galopp. Klavierspielen konnten wir alle, lernten auch gut Französisch bei „Mademoiselles“ aus der Schweiz. Auf den Familienfesten ging's hoch her; es wurden von Kusine Käthe Weber gedichtete Stücke aufgeführt, bei Hochzeiten traten mein Bruder und ich als slowakische Topfstricker, als Buam und Derndl in bayerischer Tracht, meine Schwestern als Holländerinnen auf. Wie oft setzte sich mein Vater, in Europa als äußerst tüchtiger Brauer bekannt, ans Klavier oder an die Zither. Er war Autodidakt und rief: „Los, Kinder, tanzt!“ Da mir immer bald schwindlig wurde, löste ich ihn ab und hörte nicht so

bald auf. Auch zum Dichten hielt uns Vater früh an. Wer die besten Verse, beispielsweise zum Lob der Knoblauchwurst, gemacht hatte, bekam einen Preis. Für unsere Ausbildung in der Kenntnis von Malerei und Architektur, Möbeln und Orientteppichen, Tischdecken, Tischordnung, Baedeker- und Kursbuchlesen, jeder Art von gesellschaftlichem Benimm, Abfassung von Briefen, kurz den sogenannten „guten Ton“, sorgte unsere Mutter. Von ihr lernten wir auch, welche Weine zu welchen Gerichten passen, daß der Rotweinkeller wärmer sein muß als der Weißweinkeller, daß die Flaschen auf Sand gebettet ruhen müssen, der Rotwein vor dem Genuß erst aufwachen muß, alles, wie sich später herausstellte, ziemlich brotlose Künste, während die Kernsprüche meines Vaters, mit denen er uns bedachte, noch heute Geltung haben.

Von 1914 bis 1918 kann ich nichts über Namslau berichten, weil ich die ganze Zeit in Polen und Rußland war. Januar 1919 wieder daheim, trat ich in die Firma ein und gab mein Universitätsstudium auf. Denn nach Versailles mußten wir uns mächtig auf die Hosen setzen, das halbe Absatzgebiet der Brauerei war verloren: Kempen, Schildberg, Lublinitz, Tarnowitz, Ost-Oberschlesien, das Reichthaler Ländchen des Kreises Namslau. Letzteres war für einen polnischen Herrn Sculz, Freund von Korfanty, deswegen so interessant, weil er eine Staatsdomäne einkassieren wollte, Skorischau, welche der preußische Staat aus Kirchenbesitz 110 Jahre früher geschluckt hatte. Das Land war völlig schlesisch gesinnt und wurde trotzdem ohne vorherige Abstimmung an Polen abgetreten. Der Kreis Namslau war zunächst in drei Teile aufgegliedert: der westliche Teil blieb bei Schlesien, der nordöstliche mußte ohne Abstimmung an Polen abgetreten werden, der südöstliche mußte mit Oberschlesien abstimmen. Es stimmten damals 98 Pro-



zent für Deutschland.

Der nordöstliche Teil hätte sicher nicht anders abgestimmt. Der Reichthäler Pfarrer Dr. Nieborowski kämpfte vergebens für seinen Sprengel. Unsere eigenen amtlichen Karten, nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1910 durch den Berliner Universitätsprofessor Dr. Penck aufgestellt, sprachen sichtlich gegen uns: Jeder rote Punkt auf diesen Karten bedeutete zehn Menschen mit polnischer (wasserpolnischer) Muttersprache, was fälschlicherweise so viel hieß wie „Pole“. Dabei waren diese Leute mindestens zweisprachig oder sie meinten nicht ihre eigene, sondern die Sprache ihrer Mutter, oder man hatte ihnen gar eine solche Antwort geradezu in den Mund gelegt. Herr Penck sagte: „Tut mir leid, bei der Volkszählung wurde es genauso angegeben, wie ich es gepunktet habe, nämlich 44,4 Prozent polnische Muttersprache.“ Bei einer Probeabstimmung 1919 ergaben sich aber 93 Prozent für Deutschland und nur 7 Prozent unentschieden oder für Polen. Diese Stimmen kamen aus den Gütern Droschkau, Riemberg und Friederiken-Hof, welche kurz vorher in nationalpolnische Hände gefallen waren. Die Erklärung hierfür ist einfach: die Lehrer, welche die Volkszählung 1910 auf den Dörfern durchführten, bekamen gestaffelt sogenannte „Ostmarkzulagen“, je mehr „Polen“ sie in ihrem Bezirk hatten, desto mehr Zulage. Das rächte sich jetzt. Dabei kam es gar nicht auf die Sprache an. Das Kriterium war falsch. Entscheidend bei solchen Abstimmungen ist nicht die Sprache, sondern das wirtschaftliche Interesse des einzelnen. Polnisch zu werden bedeutete für die zum Kreise Namslau gehörenden wohlhabenden Bauern polnische Armut. Korfanty hatte das erkannt, sehr geschickt versprach er jeder Familie eine Kuh, was der Masse der Kleinbauern und Siedler auf den Sandböden, die ja auch jeder eine Stimme hatten, viel wichtiger war, als „deut-

sche Kultur“.

Trotz Politik und Arbeit, trotz Inflation und Deflation blieb uns Namslauern aber Zeit, Tennis und Billard zu spielen so wie Abend für Abend den Stammtisch im Bräustübel zu bevölkern, an welchem allerlei Schnurren zum besten gegeben wurden.

Mein Vater war bis zum siebenten Jahr in Simmenau, Kreis Kreuzburg, aufgewachsen, Großvater war dort Brauereipächter und hatte eine Bauerntochter aus Kreuzburg-Ellguth, Kusine Gustav Freytags, eine geborene Passek, auf der Durchfahrt mit der Post in Namslau kennengelernt und geheiratet. Den Passeks gehörte damals das sogenannte Pietzonkasche Gasthaus mit Ausspannung. Ein Ziegenbock war Vaters ständiger Begleiter in Simmenau. Manchmal, wenn es vor Ziegenduft nicht zum Aushalten war, hieß es: „Paul, geh' 'raus, es kommt Besuch.“ Ständiger Stammtischgast war der alte Bauerngutsbesitzer Kalesse aus der deutschen Vorstadt, dem wir mal eine schlesische Zeitung von 1849 hinlegten, worauf er sich entrüstete, daß vom König die Rede sei, während wir doch einen Kaiser hätten. Mit den Fremdwörtern stand er auf Kriegsfuß, sprach immer von den Stadtverordneten „in caprore“ statt „in corpore“ und meinte einmal zu mir vertraulich im Hinblick auf die vielen Probesude, die mein Vater machte, und die der Stammtisch jedesmal begutachten mußte: „Dein Vater macht zu viel Exkrement“ (statt Experimente).

Dann wurde der alte Schmiedemeister Thusa durchgenommen, der das allererste Auto erfunden hatte. Ein Hüne von Statur, machte er seinem Namen Ehre; sein Name heißt auf deutsch „Leibesstärke“. Sicher wußte er das gar nicht. Ein Gemüt hatte er wie ein Kind. Sein Patentwagen bewegte sich weiter, wenn man drinsäß und auf und nieder wippte. Dann schnappte eine Klinke in ein Zahnrad ein und drückte den Wagen ein Stück

weiter. Er probierte das auf dem Obischauer „Berge“, der nur 30 m höher liegt als die Stadt, und nahm seinen Schmiedeamboß in den Schoß, um mehr Druck dahinter machen zu können. Die Namslauer „zogen“ ihn weidlich damit auf. Einmal schickten sie ihm eine schriftliche Aufforderung, er habe aufs Rathaus zu kommen wegen des Zuschlages bei einer Versteigerung; den Zuschlaghammer (das ist der ganz große Schmiedehammer) habe er mitzubringen. Der halbe Ring bog sich vor Lachen, als er mit dem Hammer im Ärmel (denn ganz traute er der Sache doch nicht) aufs Rathaus stolzierte. Als er zurückkam - der Bürgermeister hatte ihm erklärt, es habe sich wohl jemand einen Scherz erlaubt -, war es zu viel, daß ihn der Kaufmann Seiler an der Ecke Ringwassergasse fragte: „Na, Thuse, wie war's mit'm Zuschlag?“ „Da hast den Zuschlag“, klebte ihm eine, daß sich der Seiler „im Gerinne sielte“.

Regelmäßiger Stammtischbesucher war der kleine, dicke Justizrat Reinhold, weder rein noch hold, der immer neue Witze wußte, mordshäßlich, hochintelligent, Junggeselle, Cellospieler - einen Hals hatte er überhaupt nicht. „Er mecht sich schlecht köppen lassen“, meinten die Namslauer. Seine Büroausstattung bestand nur aus dem Strafgesetzbuch und dem BGB, einem Stehpult und einer Streusandbüdise zum Ablöschen, die der Bürovorsteher Katschoke täglich frisch füllen mußte.

Mein Vater erzählte einmal, daß vor dem Jahre 1870 das Brauereibüro auch so ein Einmannbetrieb war, in Gestalt des Buchhalters Niebisch. Und auch der hatte noch Zeit, zwischendurch mit den städtischen Handwerkern in der „Restauration“ nebenan Boule (Billard mit Kegeln) zu spielen. „Paul“, sagte der Niebisch, „wenn de merkst, daß ich verlier', gehst de 'raus, kommst gleich wieder und sagst: Herr Niebisch, Sie soll'n mal gleich zum Vatel ins Comptoir kommen.'« Das Andenken an

Niebisch wurde hoch in Ehren gehalten; als die Familiengräber umgebettet wurden, kam Herr Niebisch mit dazu.

Die Brauerei hatte rund 300 Angestellte und Arbeiter, sie bildete einen eigenen Stadtteil und versandte ihre beliebten Biere über die ganze Provinz, vor dem Ersten Weltkrieg auch in die deutschen Kolonien und nach China. Der Geldumsatz betrug vor 1914 jährlich etwa 5 Millionen Goldmark. Wir hatten die allerersten Mercedes-Lastautos von ganz Schlesien.

Das Verhältnis der Familie Haselbach zu den Arbeitern war recht patriarchalisch. Zu Weihnachten versammelte sich alles in einer großen Maschinenhalle. Mein Vater hielt eine Rede, jeder bekam Stoff zu einem Anzug, ein Geldgeschenk und die üblichen Pfefferkuchen und Mohnstriezel. Den Kindern und Frauen wurde besonders einbeschert, wobei ich immer „Stille Nacht“ begleiten mußte.

Dankbar sei der sogenannten dienstbaren Geister gedacht. Meine Mutter hatte stets vier. Eine Köchin oder Mamsell oder Fräulein (auch da gab's feine Unterschiede, Fräulein nur mit Vornamen oder sogar mit Nachnamen), dann eine „Jungfer“ und ein sogenanntes perfektes Stubenmädchen sowie ein jüngeres Mädchel, den sogenannten Küchenpudel. Sie gingen an die unverheirateten Brauer weg wie warme Semmeln. Ein Fräulein mit Nachnamen heiratete den Braumeister, Herrn Caesar, der später technischer Direktor einer der größten Brauereien Österreichs wurde. Sie schickt mir noch heute, obwohl hoch in den Achtzigern, zum Geburtstag eine vorzügliche, selbstgebackene Mandel-Schokoladen-Torte. Auch meine Amme Susanna Kunze, geborene Polloczek, sandte mir regelmäßig zum Geburtstag eine Ansichtskarte.

Solche Grüße kamen in das „Album“. Dessen Glanz-

stück war eine Karte „Aussicht aus dem St.-Gotthard-Tunnel“, Dein treuer Onkel Georg Weber (Schwager meines Vaters). Er schickte öfters Karten mit kleinen Gedichten, war überhaupt sehr witzig. Als er einmal die Frau von Korn von der „Schlesischen Zeitung“ zu Tisch führte, meinte er: „Ich glaube, Gnädigste, wir sind verwandt.“ „Aber wieso denn?“ meinte die hohe Dame ziemlich von oben herab. „Nun“, meinte Onkel Georg, seines Zeichens Generaloberarzt, aber eben nur bürgerlich, „Ihr Herr Gemahl ist doch ein Herr von Korn, und mein Schwiegervater (mein Großvater) ist ein geborener Nordhäuser.“ - (Für diejenigen, welche diesen Witz nicht verstehen, sei angemerkt, daß Nordhäuser-Kornschnaps vor dem Ersten Weltkrieg eine besonders gute Marke war.) Er hatte alle Hände voll zu tun, um die wegen dieses Vergleiches mit einem gewöhnlichen Kornschnaps empörte Dame wieder gnädig zu stimmen.

Für die vier ständigen „Dienstboten“ im Haus meiner Mutter wurde Verstärkung aus der Brauerei herangeholt beim Großaufräumen, wenn Wäsche war und zum Fensterputzen. Bei den Festen wurden die beiden herrschaftlichen Kutscher in Livreen und weiße Handschuhe gesteckt und mußten, jeder auf einer anderen Seite des Tisches, helfen präsentieren, das heißt die Braten auf den großen silbernen Schüsseln jedem Gast anbieten, auch uns Kindern; die nachfolgenden Mädchen mit Tändelschürzchen und weißen Häubchen, schwarzen Kleidern - alles von der Herrschaft geliefert - präsentierten die Saucieren und die Schüsseln mit den Beilagen. Außerdem trat dann noch eine Kochfrau, die berühmte Thomas Emilie, in der Küche auf.

Werktags wollte mein Vater immer schon um sechs Uhr zu Abend essen. Meine Mutter war aber eisern für halb acht Uhr; Grund: weil die Mädchen nach dem Abendbrot nicht mehr arbeiten. Die Arbeit mit der Nu-

delkulle war eben zeitraubend, desgleichen das Einpökeln, Geleekochen, Kuchenteigrühren, Plätten (für meinen Vater pro Tag zwei weiße gestärkte Oberhemden und zwei Kragen, Manschetten, ebenfalls gestärkt), Plissee-Blusen fälteln, Sauerkraut bereiten, Geflügel rupfen, Staub wischen, Silber und Messer putzen (Nirosta gab's nicht). Dabei hatten wir schon elektrisches Licht und Zentralheizung, so daß Öfen und Lampen wegfielen. Schließlich mußten meine Schwestern und meine Mutter jeden Tag frisiert werden. Das Parkett wurde auf den Knien mit der Handbürste bearbeitet, die Teppiche mit Sauerkraut. Für die Gärten war der Gärtner mit drei bis vier „Weibern` da, die er im Winter mit Mattenflechten und anderen hochwichtigen Arbeiten „durchhielt“. Er hatte auch die Blumen zu gießen und vorher in ein Paar große Filzlatschen zu schlüpfen, wie man sie jetzt noch anbekommt, wenn man ein Königsschloß besichtigt. Ein Chauffeur mußte ab 1908 für unser 10/20 Mercedes Landalet natürlich auch vorhanden sein. Damals waren wir schon in Breslau in Pension und nur in den Ferien zu Hause. Klar, daß wir dann sofort ans Steuer gingen und bei ihm fahren lernten. Die Prüfung für den Führerschein erstreckte sich nur auf die Kenntnisse des 4-Takt-Systems; denn Verkehrsvorschriften für Autos gab es nicht. Wichtig war lediglich, daß man eine große Decke mithatte, um scheuenden Pferden den Kopf verhüllen zu können.

Ich muß meine Ausführungen aus räumlichen Gründen auf Namslau, und auch hier eigentlich ohne die dreißiger und die folgenden Kriegsjahre, beschränken. Sonst könnte ich noch viel erzählen; durch unsere vielen Bierniederlagen und Verleger kam ich ja in ganz Schlesien herum, hatte auch drei weitere Brauereien, nämlich Gottesberg, Freiburg und Breslau-Grüneiche zu lei-



ten. Unser Bierverleger in Neisse war der Vater des Dichters Max Herrmann-Neisse.

Rückschauend muß man Gott dafür danken, daß die Menschen nicht in die Zukunft sehen können. Auch das Reichthäler Vorkommnis hat die Namslauer nicht klüger gemacht, obwohl wir dadurch nur noch 9 km von der Grenze weglagen. Auch bei mir hatte „der Kopf im Schrank gelegen“, das heißt, man hatte nicht darüber nachgedacht - bis der Krieg in Rußland steckenblieb, in derselben Gegend, die ich 1918 am Don abgeritten hatte. Ich schickte daher nach der verlorenen Schlacht bei Stalingrad wenigstens einige Kisten mit Büchern, Stichen und auch manchem überflüssigen Krimskrams nach Bayern zu bekannten Hopfenbauern. Alles das fand ich später unversehrt vor. Es ist mir heute eine liebe Erinnerung an wahrhaft goldene Jugendzeiten in Namslau.

